

Armutsidee und Entwicklungshilfe

Oswald von Nell-Breuning SJ

Die uns heute bewußter als ehemals vor Augen stehende bittere Armut, unter der die Menschen in den Entwicklungsländern (drei Fünftel der Menschheit!) leiden – Papst Johannes XXIII. hat ihr und dem Aufruf zu tatkräftiger Abhilfe einen umfangreichen Abschnitt seiner Sozialenzyklika „Mater et magistra“ gewidmet –, aber auch die uns ständig in Atem haltende politische Tagesdiskussion über Maßnahmen der „Entwicklungshilfe“ legen es nahe, die Frage nach dem Sinn von Reichtum und Armut, insbesondere auch nach dem Sinn der letzteren, insoweit sie Gegenstand eines „evangelischen Rates“ ist, gründlich neu zu überdenken. Entzündete sich die Leidenschaftlichkeit des sog. „Armutsstreits“ (des Streites, ob und in welchem Sinne die Kirche Christi Vermögen und Einkünfte besitzen dürfe oder „arm“ sein müsse, sowie um die Bedeutung der „Armut“ für die christliche Vollkommenheit des einzelnen Christen) im Mittelalter und noch in der Neuzeit vorzugsweise an sozialen Spannungen innerhalb christlicher Nationen, so haben wir es heute zu tun mit der von der Bevölkerung der unterentwickelten Länder als unerträglich empfundenen Spannung zwischen ihrer Armut und dem Reichtum der wirtschaftlich hochentwickelten Länder. Es ist aber nicht so sehr die Verlagerung von den inneren (innerstaatlichen) zu den weltweiten (zwischen- und überstaatlichen) Sozialproblemen, die den Fragestand verschiebt und zu neuer Fragestellung nötigt, sondern vielmehr die völlig neue Art und noch mehr die völlig anders gewordene Funktion des Reichtums, die auch seinen Alternativbegriff „Armut“ in Mitleidenschaft zieht.

In der Tat ist ja „Armut“ nichts anderes als der Gegenbegriff zu „Reichtum“; „Armut“ bedeutet den Mangel dessen, was „Reichtum“ ausmacht; „Armut im Geiste“ bedeutet die innere Loslösung davon. Sowohl die tatsächliche Armut als auch die Armutsgegnung beziehen ihren Sinngehalt von dem, was Reichtum ist bzw. was man sich unter Reichtum vorstellt, und vor allem von dem, was man im Guten und im Bösen mit dem Reichtum anfangen kann.

In der Umwelt, in der Jesus Christus auf Erden gelebt und gelehrt hat, war Reichtum gleichbedeutend mit Genußvermögen; der Reichtum diente als das Mittel, um sich zu beschaffen, was das Leben bequem und angenehm machen konnte, um nicht nur die Lebensbedürfnisse, sondern auch Luxusbedürfnisse zu befriedigen. Dem Christen bot sich die Alternative an, unter Verzicht auf Luxusbedürfnisse dem Streben nach Reichtum oder, falls er reich war, diesem seinem Reichtum zu entsagen und ihn oder doch seine Erträge an andere, namentlich an Bedürftige,

auszuteilen, sei es unmittelbar, sei es durch Zuwendung an die Kirche oder an fromme Stiftungen (*causae piae*).

In beschränktem Umfang gab es neben dem Genuß des Reichtums noch die Möglichkeit, ihn im Handel einzusetzen und durch Handelsgewinne zu vergrößern; aber auch der auf diese Weise vermehrte Reichtum diente letzten Endes als Genußvermögen, vielleicht in kulturell sehr hochstehenden Formen wie im Mäzenatentum und der großartigen Repräsentation der Medizeer und anderer Häuser des Geld- und Warenhandels. Erst seit dem Anbruch des Industriezeitalters mit seinen durch die industrielle Technik gewaltig gesteigerten Möglichkeiten kennen wir in großem Stil produktive Verwendung des Reichtums. Wurde bis dahin Reichtum hauptsächlich in der Weise gebildet, daß man auf gewaltsame oder gewaltlose Weise sich auf Kosten anderer bereicherte, so begann man nunmehr, Reichtum zu bilden und zu mehren durch Herstellung immer größerer Mengen von Sachgütern, die nicht den Luxusbedürfnissen der Reichen, d. i. der sie herstellenden Unternehmer, sondern den Lebensbedürfnissen breiter Massen der Verbraucherschaft dienen, sowie von Produktionsmitteln, mittelst deren immer größere Mengen solcher Sachgüter erzeugt werden können. Dieser neue Reichtum bestand nun nicht mehr in Luxusgütern, wie das Alte Testament uns den Reichtum Abrahams oder König Salomons beschreibt; dieser Reichtum ruht nicht in Schatzkammern, sondern stellt sich dar in Produktionsstätten mit immer vielfältigeren und vollkommeneren Werkzeugen der Gütererzeugung; er ist nicht mehr bloßes Genußvermögen und in Einzelfällen Erwerbsvermögen, sondern in aller Regel Erwerbs- und Produktivvermögen in einem, wobei der Erwerb auch wieder mehr der Steigerung der Produktion als der Lebenshaltung des Unternehmers zu dienen bestimmt ist.

Reichtum, der dazu dient, Güter zu produzieren, deren andere zur Deckung ihres Lebensbedarfs bedürfen, ist offenbar ethisch und asketisch grundsätzlich anders zu bewerten als Reichtum, der dazu dient, seinen Besitzer der Notwendigkeit zu entheben, durch Arbeit sein tägliches Brot zu verdienen, und ihm statt dessen ein üppiges Schmarotzerleben zu ermöglichen, wie das Evangelium es uns in der Figur des reichen Prassers vor Augen stellt. Etwas ganz Verschiedenes ist es, ob ein Mensch die Güter dieser Erde begehrt um des Genusses der Lebensfreuden willen, die man sich mit ihnen verschaffen kann, oder auch um des gesellschaftlichen Ansehens willen, das sich an die gehobene Lebenshaltung zu knüpfen pflegt, oder ob er diese Güter erstrebt als Mittel, um etwas zu leisten oder zu schaffen, wozu er das Zeug hat und womit er den Bedürfnissen seiner Mitmenschen dient.

Unsere überkommene Wertung des Reichtums und daher auch des Strebens danach oder der Anhänglichkeit daran ist immer noch maßgeblich bestimmt von der Vorstellung des Genuß-Reichtums. In die Augen der minderbemittelten Volkskreise sticht zweifellos auch heute noch der „Luxus“ der Reichen viel mehr als der produktive Reichtum und was dieser für die allgemeine Wohlfahrt und für den

Wohlstand aller bedeutet. Der Reiche und sein Genuß-Reichtum gehören eng zusammen und werden auch in dieser engen Verbundenheit gesehen; genießen kann der Reiche seinen Reichtum nur in eigener Person; die produktive Funktion des Reichtums kann sich dagegen völlig von der Person des Reichen lösen und hat sich in der heutigen Wirtschaft weitestgehend davon gelöst. Der Genuß-Reichtum ist Reichtum für den Reichen, kommt ihm, seinem Wohlleben zugute; der produktive Reichtum ist – zum mindesten auch – Reichtum für andere, kommt im Grenzfall sogar ausschließlich anderen zustatten, denen die mit seiner Hilfe produzierten Güter dienen. Aber auch die produktive Nutzung des Reichtums selbst ist nicht notwendig an die Person des Reichen gebunden; die produktive Nutzung kann sehr wohl durch einen anderen erfolgen; sehr oft ist sogar dieser andere dazu mehr befähigt als der Reiche, dem sein Reichtum vielleicht ganz ohne eigene Leistung zugefallen ist.

Tatsächlich ist die Entwicklung so verlaufen, daß zunächst Produktivvermögen und Unternehmerfunktion in ein und derselben Person vereinigt waren. So unterstellt es noch Karl Marx: ein und derselbe Mensch ist „Kapitalist“ und Unternehmer. Für die breite Schicht der mittelständischen Unternehmer trifft das auch heute noch weithin zu; auf den höheren Stockwerken dagegen hat sich die Scheidung zwischen Kapitalist und Unternehmer mehr und mehr durchgesetzt; um ins Top-management aufzusteigen, braucht man nicht reich zu sein, sondern muß sich als hervorragend tüchtig bewährt haben¹.

So ist nicht nur der Gegenstand, auf den das Verlangen oder das Streben nach Reichtum sich richtet, heute weitgehend ein anderer als früher, nicht mehr Genußvermögen, sondern Produktivvermögen, sondern – was für eine zutreffende Würdigung noch wichtiger ist – auch das Verhältnis dieser neuen Art von Reichtum zu seinem Besitzer ist ein anderes geworden. Der produktive Reichtum braucht, um seine Funktion zu erfüllen, überhaupt nicht einem Reichen oder doch Menschen zu gehören, die man als „reich“ bezeichnen könnte. Der produktive Reichtum kann sozusagen objektiviert bestehen. Auch wenn der produktive Einsatz konzentriert erfolgen muß, so kann an diesem Produktivvermögen nichtsdestoweniger eine Vielzahl „kleiner Leute“ beteiligt sein².

Aus alledem erhellt: die Zu- oder Hinneigung des Menschen zum produktiven Reichtum und zu den aus ihm erfließenden und ihm wieder zuwachsenden Erträ-

¹ Von erfolgreichen Unternehmern, die aus kleinen Anfängen aufgestiegen sind, ist bekannt, daß sie sich „großgehungert“ haben. In „asketischer“ Lebensweise legten sie sich selbst und ihren Familien harte Arbeit und harte Entbehrung auf, nur um das Unternehmen groß zu machen. Etwas völlig anderes ist die heute in mittelständischen Kreisen (im kleinen Einzelhandel) gelegentlich anzutreffende „Selbstaussbeutung“; hier handelt es sich nicht um aufstrebende Unternehmen, in die der Unternehmer alles hineinsteckt, was er sich und seiner Familie abzwacken kann, sondern um Kümmerbetriebe, die nur dadurch noch am Leben erhalten werden, daß der Inhaber sich und seiner Familie ein Übermaß an Arbeit zumutet und zugleich auf eine Lebenshaltung verzichtet, die er als unselbständig Erwerbstätiger bei sehr viel weniger Arbeit sich würde leisten können.

² Auf das in diesem Zusammenhang in Erinnerung kommende traditionelle Ziel der katholischen Soziallehre, nämlich breitere Streuung der Vermögen, wird an späterer Stelle noch zurückzukommen sein.

gen („nicht-entnommene Gewinne“!) ist etwas tiefgreifend anderes als die Gier nach Haben, um zu genießen. Folgerecht ist dann aber auch die Abkehr davon, d. i. die innere Zuwendung zur Armut, nicht mehr das gleiche wie die Abkehr vom Genußreichtum; auch sie nimmt einen anderen Sinngehalt an, der sich mit den überkommenen Formeln nicht mehr adäquat ausdrücken läßt.

Unverändert bleibt selbstverständlich die – wenn man so sagen darf – anthropologische Konstante: der Mensch hat seine Stellung über der Dingwelt, also auch gegenüber dem gegenständlichen Reichtum und der ebenso gegenständlich verstandenen Armut unbedingt zu behaupten; er darf sich nicht an die Dinge versklaven und muß der Gefahr solcher Versklavung notfalls auch den alleräußersten Widerstand entgegensetzen, der unter Umständen auch einmal darin bestehen kann oder gar bestehen muß, dem Reichtum oder dessen Erträgen zu entsagen, sich dessen zu entäußern. Der Grund dafür liegt dann aber nicht darin, daß der Reichtum etwas Böses wäre, sondern darin, daß er ein für Schwächen anfälliger Mensch ist, der sich wappnen muß, vielleicht auch darin, daß andere seines Beispiels der Unabhängigkeit von Hab und Gut und von den damit verbundenen Annehmlichkeiten und Versuchlichkeiten bedürfen, oder schließlich auch darin, daß Gott ihn zu höherer Aufgabe ruft, für die er sich durch Abwerfen der mit der Nutzbarmachung eines Produktivvermögens verbundenen Sorgen und Bindungen frei machen muß³.

Nicht die christliche Ethik oder Aszetik, sondern Karl Marx sieht im Produktivvermögen („Kapital“) ein Übel und begründet das damit, daß es den Menschen sich selbst entfremde: den Arbeiter, weil sein Produkt ihm als „Ware“ aus der Hand gerissen und auf den Markt gebracht wird, wodurch mittelbar auch seine Arbeit Warencharakter annehme, aber auch den Kapitalisten, weil auch er in seiner Tätigkeit als Produzent nicht dazu komme, sich selbst zu verwirklichen, sondern nur „Waren“ erzeuge, die ihm zu nichts nütze sind und für die er deswegen Absatz am Markt suchen muß. Offenbar hat diese Verteufelung des „Kapitals“ ihren Grund in Marxens Lehre von der Selbstverwirklichung des Menschen. Ihr Ursprung ist also ein ganz anderer als derjenige der Zurückhaltung des christlichen Aszeten gegenüber dem Reichtum. Dementsprechend muß auch die christliche Zuwendung zur Armut anders fundiert sein als die marxistische Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Allerdings liegt auch bei Marx die Begründung letztlich nicht im Ökonomischen (materielle Ausbeutung), sondern im Anthropologischen: der Atheist Marx fordert die Selbstverwirklichung des Menschen durch seine Arbeit; die Verwerflichkeit des „Kapitalismus“ liegt darin, daß

³ Hier ist keineswegs nur an den geistlichen oder Ordensberuf zu denken. Auch für den Politiker – um nur dieses Beispiel zu nennen – wäre es von höchstem Wert, an keiner Stelle finanziell engagiert zu sein, um in voller Unbefangenheit seine Entschlüsse fassen und seine Maßnahmen treffen zu können. Es hat schon seinen guten Sinn, wenn in USA die Topmanager großer Unternehmen, wenn sie in die Regierung eintreten, sich ihrer Aktienbeteiligungen entledigen müssen!

er den Menschen daran hindert; die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln soll die Selbstentfremdung abwenden und ihm die Selbstverwirklichung wieder möglich machen. Für denjenigen, der an einen Schöpfergott glaubt, ist Selbstverwirklichung des Menschen ein Unbegriff; nicht durch Selbstverwirklichung sind oder werden wir Menschen, sondern durch Gottes Schöpfungstat; uns ist aufgegeben, nicht uns zu verwirklichen, sondern die uns von Gott geschenkten Fähigkeiten zu betätigen und dadurch unsere Anlagen zu entfalten.

Gerade dieser Gegensatz zur Marx'schen Anthropologie legt es nahe, darauf hinzuweisen, daß auch die christliche Auffassung gelegentlich in verzerrter Gestalt erscheint. Die „Armut“ wird gerühmt als Bedürfnislosigkeit, durch die der (freiwillig) Arme sich hoch über den viele Bedürfnisse habenden Reichen erhebe. Gewiß sind „Bedürfnisse“ ein Ausdruck der menschlichen Begrenztheit und Unzulänglichkeit; auf fremde Hilfe, fremde Dienste angewiesen zu sein, ist demütigend für den Menschen, denn es macht ihm dieses sein Ungenügen bewußt; sich selbst helfen zu können hebt das Selbstbewußtsein des Menschen, macht seinen Stolz aus. Um dieses stolzen Bewußtseins willen: „ich kann ohne das alles auskommen, ich genüge mir selbst“, sich der materiellen Hilfsmittel zu entäußern, liefe im Extremfall auf die gleiche hybris hinaus wie die Marx'sche Selbstverwirklichung.

Führt Genußvermögen in die Versuchung, bequem zu leben und sich alle Genüsse, die für Geld zu haben sind, zu verschaffen, so liegen im Erwerbs- und Produktivvermögen andere, aber nicht geringere Gefahren: im Erwerbsvermögen die Gefahr der Raff- und Habgier, im Produktivvermögen überdies die noch größere Gefahr der Machtgier. Dafür aber spricht das Produktivvermögen nach der anderen Seite hin das Verantwortungsbewußtsein des Menschen an; es bietet ihm unter Umständen weit ausgreifende Möglichkeiten, zum Nutzen seiner Mitmenschen zu wirken; das aber erfordert, daß er auf ein bequemes, in Genuß und Vergnügen aufgehendes Leben verzichtet und statt dessen sich ein hohes Maß von Leistung abverlangt. Der Inhaber eines bloßen Genußvermögens kann in der Hauptsache Gutes damit nur tun, indem er sich seiner oder seiner Erträge ganz oder zum Teil entäußert, um diese Vermögenswerte anderen – Bedürftigen oder guten Zwecken – zuzuwenden. Dem Inhaber eines Produktivvermögens steht ein anderer Weg offen. Für ihn liegen die großen Möglichkeiten fremdnützigen und gemeinnützigen Wirkens gerade darin, daß er sein Vermögen produktiv nutzt. Entäußert er sich dieses Vermögens, so verschließt er sich diesen Weg, es sei denn, er behielte sich die Verwaltung vor, z. B. in der Weise, daß er das Vermögen in eine Stiftung einbringt, deren geschäftliche Leitung in seiner Hand verbleibt; es gibt Beispiele dafür.

Nun aber zur Anwendung auf die Entwicklungshilfe! – Von den Goldbarren, Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten, die indische Maharadjas in ihren Schatzkammern liegen haben, kann man keine Hungernden sättigen, keine Nackten bekleiden, keine Obdachlosen unterbringen, einfach deswegen, weil diese Dinge weder zum Essen noch zum Bekleiden noch zum Behausen tauglich sind. Dieser ein-

fache Sachverhalt wird immer wieder übersehen, wie ihn bereits die Apostel des Herrn verkannt haben, die murrten, man hätte die Salbe, die Maria über ihn ausgoß, für 300 Denare verkaufen können, um den Armen zu helfen. Die Salbe taugte ihrer Natur nach nur zu dem einen Verwendungszweck, zum Salben; zur Wahl stand nur, zu wessen Salbung sie dienen sollte, zur Salbung des Herrn im Hinblick auf sein Begräbnis oder zur Salbung einer Halbweltdame zwecks erfolgreicherer Ausübung ihres Gewerbes. Die Apostel erlagen der Geldillusion, anstatt in realen Güterkategorien zu denken, und dieser Fehler wird bis auf den heutigen Tag immer wieder von neuem begangen.

Im Bereich der bloßen Verteilung ist einem Mangel nicht anders abzuhelpen als dadurch, daß Gegenstände, die dazu taugen, einen bestimmten Bedarf zu befriedigen (z. B. Lebensmittel den Nahrungsbedarf) *in natura* von dort, wo sie im Überfluß vorhanden sind, dorthin gebracht werden, wo Mangel an ihnen besteht. Ist der Gesamtvorrat geringer als der Gesamtbedarf, dann helfen bloße Verteilungsmaßnahmen nicht. Gewiß kann in diesem Fall derjenige, der hat, Edelmut üben, indem er das, was er für seinen eigenen Bedarf benötigt, einem anderen überläßt, bei dem der gleiche Bedarf besteht. Die Not ist damit aber nicht gemindert, sondern nur von einer Stelle an eine andere (von einem Bedarfsträger auf einen anderen) verlagert. Derjenige, der sich selbst arm gemacht hat, um seinen Mitmenschen aus der Not zu befreien, indem er statt seiner in die Notlage eintrat, verdient unsere achtungsvolle Anerkennung, allerdings unter einer gewichtigen Einschränkung: vorausgesetzt, daß er nicht etwas Besseres hätte tun können. War er in der Lage, den Vorrat zu mehren und den Notleidenden aus dem vermehrten Vorrat zu versorgen, ohne sich selbst in Not zu bringen, dann hätte er das tun sollen, dann war das die gebotene bessere Lösung des Falles.

Die darbenden drei Fünftel der Menschheit durch bessere Verteilung des Vorhandenen zu versorgen, scheitert unerbittlich daran, daß das Vorhandene dazu auch nicht entfernt ausreicht. Geringfügige Verbesserungen sind insoweit möglich, als irgendwo Verschwendung getrieben wird, die man abstellen könnte, um die so eingesparten Mittel dorthin umzulenken, wo dringenderer Bedarf nach ihnen besteht. In großem Maßstab läßt sich nur helfen, indem man die Menge der verfügbaren Güter erhöht, bis sie dem Bedarf gleichkommt.

Nahezu alles, was uns aus der Geschichte früherer Notzeiten und Notlagen und von den Maßnahmen, die getroffen wurden, um ihnen zu begegnen, überliefert ist, läuft auf Verteilungsmaßnahmen hinaus. Waren Lebensmittel oder sonstige Bedarfsgegenstände ausreichend vorhanden, konnten aber Arme nicht daran kommen, weil sie mangels Geld nicht in der Lage waren, sie zu kaufen, so teilte man sie unentgeltlich aus oder gab den Armen Geld, das man von vermögenden Leuten als Spenden gesammelt oder als Steuer eingehoben hatte; damit war der Not – mindestens für den Augenblick – abgeholfen. War der Vorrat an Lebensmitteln oder dergleichen an Ort und Stelle knapp und wurden daraufhin von Wucherern

die vorhandenen Bestände zurückgehalten, so traf man Maßnahmen, um diesen ihre Bestände zu entwenden; dadurch gelangte – ohne daß die insgesamt vorhandene Menge vergrößert worden wäre – mehr Ware an den Markt, gütermäßig gesehen auch wieder nur ein Vorgang in der Verteilungssphäre. Heute dagegen steht es dank unseren agrar- und industrietechnischen Fortschritten in unserer Macht, die Gütermenge durch Mehrerzeugung in ganz großem Ausmaß zu vermehren. Damit verschiebt sich das Schwergewicht vom Verteilungs- zum Produktionssektor. Das erstrebte Ziel wird nicht dadurch erreicht, daß jemand sich entäußert oder arm macht, sondern dadurch, daß man sich der Mühe unterzieht, Mittel und Wege ausfindig zu machen und mit Einsatz aller Kräfte zu beschreiten, die dazu führen, daß unser Gesamtreichtum sich mehrt. Nicht zuletzt sind es die großen Produktivvermögen, mittels deren wir die Mehrerzeugung zustande bringen. Natürlich genügt die Mehrerzeugung allein auch wieder nicht; die richtige Verteilung muß hinzukommen. Das Große aber, das geleistet werden muß und dank unserer heutigen Leistungsfähigkeit auch geleistet werden kann, ist die Mehrerzeugung; ist diese zustande gebracht, dann ist bei gutem Willen immer auch die richtige Verteilung möglich.

Entwicklungshilfe kann also nicht darin bestehen, daß wir uns zugunsten der Entwicklungsländer arm machen; das schließe nicht zu deren Vorteil aus, sondern würde ihnen ganz im Gegenteil allerschwersten Schaden zufügen. Ein solcher Versuch könnte zur Folge haben, daß ihnen überhaupt nicht mehr geholfen werden kann; so hätten wir sie auf unabsehbar lange Zeit zu Armut und Not verdammt. Um den Entwicklungsländern zu helfen, dürfen wir uns nicht arm machen, sondern müssen im Gegenteil alles tun, um nicht nur reich zu bleiben, sondern noch viel reicher zu werden. Diese Reichtumsvermehrung müssen wir allerdings zu einem guten Teil in den Entwicklungsländern anlegen (sog. Direkt-Investitionen). Das besagt keineswegs, wir müßten uns dieses Zuwachses an Reichtum entäußern, ihn den Entwicklungsländern schenken. Infrastruktur-Investitionen, die volkswirtschaftlich nutzbringend sind, aber keinen privatwirtschaftlichen Ertrag abwerfen, werden wir ihnen wohl zum Teil geschenkweise überlassen müssen; alle anderen Investitionen dagegen bleiben wahrscheinlich meist besser im Eigentum von Angehörigen der industriell fortgeschrittenen Länder, die besser verstehen, damit umzugehen und Erträge herauszuwirtschaften; diese Erträge können dann sinnvollerweise zum Zweck weiterer Produktionssteigerung wiederum investiert werden.

Damit scheinen wir uns nun aber geradezu erschreckend weit von christlicher Selbstlosigkeit und erst gar von der Armutsidee entfernt zu haben und in eine geistige Verirrung zurückgefallen zu sein, die in den Jahren um die Jahrhundertwende eine Rolle gespielt hat. Damals, als das Inferioritätsbewußtsein schwer auf den deutschen Katholiken lastete, wollte einige sich weltoffen dünkende Wortführer ihnen empfehlen, sie sollten nur ungehemmt dem Erwerbsstreben nachgehen, sollten sich nur bemühen, es zu ebensolchen Erfolgen im Wirtschaftsleben zu

bringen wie andere; dann werde ganz von selbst sehr bald auch der Bildungsrückstand, die Inferiorität in Literatur und bildender Kunst, die Zurücksetzung der Katholiken bei der Vergebung höherer Beamtenstellen und Berufung auf akademische Lehrstühle überwunden sein. So, wie das gemeint war, hieß das ganz offenbar, über der Jagd nach dem äußeren Erfolg den inneren Geist aufs Spiel setzen. Wenn es nun hier heißt, wir Bewohner der fortgeschrittenen Länder müßten, um den Entwicklungsländern zu helfen, nicht Verzicht und Entsagung üben, sondern im Gegenteil unsern Reichtum möglichst kräftig mehren, aber auch dies nicht, um ihn mit den Bewohnern der Entwicklungsländer zu teilen, sondern um ihn in den Entwicklungsländern ertragbringend – wohlverstanden: ertragbringend für uns! – anzulegen, so sieht das dem damals den deutschen Katholiken erteilten Ratschlag verdächtig ähnlich. Alles Heil liege im Reichtum; wer entschieden und rücksichtslos den eigenen Vorteil suche, der betätige sich dadurch – auch ohne, daß er es wisse oder wolle – als Wohltäter der Menschheit.

Die Ähnlichkeit besteht nur dem Scheine nach. Es trifft zwar zu, daß wir unsere eigene Wirtschaft stärken müssen, um den Entwicklungsländern wirksam zu helfen. Ja noch mehr: wenn wir in der Lage sein wollen, ihnen zu helfen, dürfen wir unsere Lebenshaltung nicht nur nicht einschränken, sondern müssen im Gegenteil auch sie laufend weiter erhöhen. Aber ebenso wie der Reichtum, den wir mehren müssen, nicht in Genußvermögen, sondern in Produktivvermögen besteht, so bedeutet auch die weiter steigende Lebenshaltung kein bequemes oder schwelgerisches Leben in Saus und Braus, sondern ein Leben mit vollkommenerer Ausstattung an technischem und kulturellem Komfort, ein Dasein mit weniger körperlicher Belastung und mit günstigeren Voraussetzungen für die geistige Entwicklung.

Zwischen wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und Lebenshaltung besteht nun einmal ein unlöslicher Zusammenhang. Eine hoch leistungsfähige Wirtschaft braucht nicht nur hochentwickelte technische Verfahrensweisen und Apparaturen, sondern vor allem Menschen, die es verstehen und es gewohnt sind, diese Verfahrensweisen anzuwenden und mit diesen Apparaturen umzugehen. Menschen, die in primitiven Verhältnissen aufgewachsen und darin zu leben gewohnt sind, taugen dazu schlechterdings nicht. Von den bildungsmäßigen Voraussetzungen, daß nämlich ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung sich entweder eine wissenschaftliche Bildung oder eine hochqualifizierte technische Fachausbildung aneignen muß, was nur möglich ist, wenn die junge Generation unter nicht allzu beengten wirtschaftlichen Lebensbedingungen aufwächst und der Lebensstil des Elternhauses schon einigermaßen demjenigen des künftigen Berufslebens entspricht, soll hier gar nicht die Rede sein. Es genüge die schlichte Tatsache, daß der Mensch, der nur grobe Nahrung, grobe Kleidung und grobe Arbeit kennt, zu der subtilen und diffizilen Arbeit an modernen Produktionsmitteln oder erst gar in modernen Laboratorien schlechterdings nicht taugt; ihm fehlt das Fingerspitzengefühl, das Augenmaß, die schnelle Auffassung und Wendigkeit (Reaktionsfähigkeit und Reaktionsgeschwindigkeit),

die er bei dieser Arbeit braucht⁴. Ohne Übertreibung wird man sagen dürfen: zu so anspruchsvoller Arbeit, wie sie in einer Hochleistungswirtschaft gefordert wird, ist in der Regel nur imstande, wer in einer Umwelt aufgewachsen ist oder mindestens in einer Umwelt lebt, die ihn ständig zu solch diszipliniertem Verhalten anhält, es ihm so anerzieht, daß es ihm geradezu zur zweiten Natur wird. Das aber bedeutet eine mit viel technischem und zivilisatorischem Komfort ausgestattete Umwelt, in der man es zwar in vieler Hinsicht bequem hat, allerdings sich auch viel weniger gehen lassen kann, sein Verhalten, was Genauigkeit, Pünktlichkeit, Aufmerksamkeit usw. angeht, viel mehr disziplinieren muß, sich viel weniger seinen Trieben und Einfällen hingeben kann, als das in primitiveren Verhältnissen möglich ist.

Auf der anderen Seite kann es aber auch nicht ausbleiben, daß der Mensch, der in seinem Arbeitsleben allseitig vom technischen Komfort umgeben ist und sich aller technischen Errungenschaften bedient, davon auch in seinem Privatleben Gebrauch zu machen verlangt. Der Bauer, der den Wetterbericht am Rundfunk abhört, wird selbstverständlich auch sonst für sich und seine Familie das Radio nutzbar machen; der Bauer, der vor seine Ackergeräte den Traktor spannt, wird sich auch für seine persönliche Fortbewegung des motorisierten Fahrzeugs bedienen. Lebenshaltung und Bedarf, Haushalt und Betrieb können nicht auf zwei völlig verschiedenen zivilisatorischen Ebenen liegen; der Aufstieg von der niederen zur höheren Ebene in dem einen Bereich ist bedingt durch den entsprechenden Aufstieg in dem anderen; beide fördern (und hemmen) einander wechselseitig. Die höhere Lebenshaltung ist das notwendige Entsprechungsstück zur höheren Produktionstechnik und darum kein Luxus, keine Verweichlichung oder Erschlaffung, vielmehr unerläßliche Anpassung⁵.

Ist es unsere Aufgabe, die ungeheueren Menschenmassen der Entwicklungsländer auf den Stand der Produktivität nachzuziehen, den wir bereits erreicht haben, so genügt dazu nicht, daß wir darin auch weiterhin einen Vorsprung vor ihnen aufrecht erhalten. Eines solchen „Gefälles“ bedarf es nicht allein in der Produktivität, sondern auch in der dazu „komplementären“ Lebenshaltung⁶. Aber auch damit ist

⁴ Das Naturkind mag ihm an Sinnesschärfe und behender Gewandtheit sogar weit überlegen sein, aber diese Qualitäten sind völlig anderer Art als die von der technischen Zivilisation erforderten.

⁵ Was mit dieser höheren Lebenshaltung gemeint ist, läßt sich vielleicht am besten an Hand der englischen Unterscheidung von „level of living“ und „standard of life“ verdeutlichen. „Level of living“ bestimmt sich nach der Menge dessen, was man sich leisten kann; „standard of life“ dagegen stellt ab auf die verfeinerte und veredelte Lebensart, die gewiß viel Schönes und Angenehmes bietet, wodurch sie der primitiven Lebensweise überlegen ist, dies jedoch nur um den Preis eines höheren Grades von Weitsicht, Umsicht, Verantwortung und Zucht.

⁶ Auch mit rein wirtschaftswissenschaftlichen Beweisgründen läßt sich dartun, daß nur eine wachsende Wirtschaft zu Entwicklungshilfe großen Ausmaßes imstande ist, daß dieses Wachstum aber nicht etwa auf Kosten des Verbrauchs vor sich gehen kann, sondern im Gegenteil steigenden Verbrauch zur Voraussetzung hat. An dieser Stelle genüge der Hinweis, daß selbst eine Zwangs- oder Kommando-Wirtschaft wie diejenige der kommunistischen Staaten nur in den Anfängen den Weg der Konsumeinschränkung zugunsten der Investitionen gehen kann; sobald ein höheres Entwicklungsstadium erreicht ist und die Wirtschaft technologisch diffiziler und organisatorisch komplizierter wird, muß auch eine Zwangs- oder Kommando-Wirtschaft wohl oder übel steigenden Konsumansprüchen Raum geben, ja sich dieser steigenden Ansprüche an das Leben als Vorspann für ihren weiteren Aufstieg bedienen.

noch nicht alles gesagt. Der Vorsprung sowohl an Leistungsfähigkeit wie auch an recht verstandener Lebenshaltung allein tut es nicht. Soll den Entwicklungsländern wirksam geholfen werden, dann kommen wir um ein durchaus fühlbares Opfer nicht herum. Dieses Opfer besteht jedoch nicht darin, daß wir uns arm machen oder ärmlich leben, sondern darin, daß wir mehr (und darum länger) arbeiten, als wir es um unser selbst willen nötig hätten. Praktisch-politisch heißt das: wir dürfen unsere Arbeitszeit nicht in dem Maße kürzen, wie wir es uns gestatten könnten, wenn es keine Entwicklungsländer gäbe, die auf unsere Hilfe angewiesen sind.

Auch in dieser Mehrarbeit erschöpft sich die Entwicklungshilfe nicht. Einen hervorragenden Anteil daran (nicht dem Volumen, aber der Qualität und der Effizienz nach) hat die Arbeit einer Elite junger Menschen, die als Entwicklungshelfer hinausgehen, um die Menschen in den Entwicklungsländern an Ort und Stelle in die Grundlagen handwerklichen und anderen fachlichen Könnens einzuführen. Diese Entwicklungshelfer unterziehen sich einem in vieler Hinsicht entsagungsreichen Leben. Sie teilen weitgehend die primitiven Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Bevölkerung, unter der sie wirken; höhere Ansprüche für sich selbst stellen sie nur insoweit, als eine hygienische Lebensweise, vor allem aber eine überlegene Ausstattung mit Arbeitsgerät unentbehrlich sind, um ihre Aufgabe zu erfüllen; was sie dafür nicht brauchen, das beanspruchen sie auch nicht. Diese Menschen üben „Armut“ in heute zeitgemäßer Form: während ihres Einsatzes entgehen ihnen zahllose Annehmlichkeiten des Lebens, die sich in der Heimat von selbst verstehen. Sie arbeiten unter sehr viel härteren Daseinsbedingungen mit Werkzeugen, die keinen Vergleich aushalten mit dem, was ihnen zuhause an werkzeuglicher Ausstattung zu Gebote stünde, die aber für diejenigen, denen sie zu wirtschaftlichem Fortschritt helfen wollen, einen gewaltigen Sprung nach vorn und zu wesentlich höherer Produktivität bedeuten.

Die kommunistischen Staaten verfügen anscheinend über eine große Schar derart einsatzfreudiger Entwicklungshelfer, die bereit sind, sich nicht zu schonen, und sich das Äußerste abverlangen, um die ihnen übertragene Aufgabe in überzeugender Weise zu erfüllen. Nur so erklärt sich der immer wieder bestaunte Erfolg der von diesen Staaten geleisteten Entwicklungshilfe, der außer jedem Verhältnis zu dem geringfügigen materiellen Einsatz dieser Staatengruppe steht.

Selbstverständlich wissen auch die freien Länder, welch großen Eindruck ein solch sichtbarer persönlicher Einsatz auf die öffentliche Meinung der Entwicklungsländer macht, und lassen sich angelegen sein, nicht nur hochqualifizierte Wissenschaftler und Verwaltungsmänner als „technical assistants“ in diese Länder zu entsenden, sondern auch junge Agrartechniker und handwerkliche Kräfte, die mit der aufbauenden Arbeit von unten her beginnen. Als besonders erfreulich ist zu verzeichnen, daß sich bei uns eine Anzahl katholischer Verbände zu einer „Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe“ zusammengeschlossen hat. Was die von ihr ausgebildeten und in die Entwicklungsländer entsandten Entwicklungshelfer üben,

ist die moderne Form der apostolischen Armut: nicht Mangel am Notwendigen, nicht Verzicht auf das, was zu höherer oder besserer Leistung beiträgt, erst recht nicht Bettel, sondern harte und unverdrossene Arbeit, durch die man, ohne anderen zur Last zu fallen, sich selbst erhält, dabei aber nicht den größtmöglichen eigenen Nutzen oder Vorteil sucht, sondern sich um das Wohl anderer müht⁷.

Jede Zeit hat ihre eigenen Formen, in denen sie überzeitlichen Idealen dient. Das gilt auch vom Ideal der apostolischen oder evangelischen Armut. – Seit Jahrzehnten fordert die katholische Soziallehre, die Armut der breiten Volksmassen zu überwinden, proklamiert die „Überwindung der Proletarität durch Vermögensbildung“ (Enz. „Quadragesimo anno“, n. 61): es solle allgemeine Wohlhabenheit herrschen; allen („omnibus et singulis“!) sollen „alle die Güter zur Verfügung stehen, die nach dem Stande der Ausstattung mit natürlichen Hilfsmitteln, der Produktionstechnik und der gesellschaftlichen Organisation des Wirtschaftslebens geboten werden können. So reichlich sollten sie bemessen sein, daß sie nicht bloß zur lebensnotwendigen und sonstigen ehrbaren Bedarfsbefriedigung ausreichen, sondern den Menschen die Entfaltung eines veredelten Kulturlebens ermöglichen, das im rechten Maß genossen dem tugendlichen Leben nicht nur nicht abträglich, sondern im Gegenteil förderlich ist“ (ebd. n. 75). Hatten frühere Päpste bei diesen und ähnlichen Äußerungen die Verhältnisse der industriell entwickelten Länder vor Augen, so erstreckt Papst Johannes XXIII. diese Forderungen ausdrücklich auch auf die Entwicklungsländer. Nicht nur der schroffe Gegensatz zwischen arm und reich am gleichen Ort soll dadurch ausgeräumt werden, daß niemand mehr arm zu sein braucht, sondern auch der Gegensatz von armen und reichen Landesteilen und selbst von armen und reichen Ländern – wiederum nicht dadurch, daß man die Reichen arm macht, sondern umgekehrt dadurch, daß alle von Not und Entbehrung der Armut befreit werden.

Solange es als unentrinnbares Schicksal erschien, daß Wohlhabenheit und erst recht Reichtum an Glücksgütern nur einer kleinen Minderheit erreichbar seien, dagegen die große Mehrheit der Menschen in dem Sinne „arm“ sein müsse, daß sie sich kaum über das Existenzminimum erheben konnte, war es ohne Zweifel sinnvoll, dieser Armut dadurch den Stachel zu nehmen, daß Besitzende sich freiwillig ihrer Habe entäußerten, um sich der Lage der Armen anzugleichen und ihnen durch ihr Beispiel zu beweisen, daß das Glück des Menschen nicht in seiner Habe besteht und auch ohne viel Erdengüter ein wahrhaft erfülltes Leben möglich ist. Heute wissen wir, daß die Armut breiter Massen durchaus kein unentrinnbares Schicksal und daß es daher jedenfalls heute kein „gottgewollter“ und darum in Gottergebenheit hinzunehmender und zu ertragender Zustand ist, sondern ein Zustand, der sich dank der von Gott uns geschenkten Intelligenz, Energie und Initiative Schritt für Schritt überwinden läßt und daher auch überwunden werden muß.

⁷ Vgl. vom Verf.: „Arm und reich; zum bischöflichen Werk ‚Misereor‘“, in dieser Zschr. 167 (1960/61) 401–410.

Selbstverständlich besteht für den Menschen nach wie vor die Gefahr, daß er sein Herz an die Güter dieser Erde hängt. Darum kann es auch heute noch seine zeichenhafte Bedeutung haben, wenn einzelne beispielhaft vorleben, wie weit man sich nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich davon lösen kann. Von größerer zeichenhafter Bedeutung aber ist – jedenfalls unter den Bedingungen von heute – das Zeugnis für Christus, das unsere Entwicklungshelfer ablegen, die mit den kommunistischen Emissären wetteifernd, aber ganz aus eigenem freien Entschluß schonungslos gegen sich selbst ihr Äußerstes an Kraft und Können einsetzen im Kampf gegen die Armut in der Welt, vor allem gegen die Urarmut in den zugleich unterentwickelten und überbevölkerten Ländern. Von solchem Einsatz am allermeisten wird man sich versprechen dürfen, was Kardinal König in seiner Rede an der Al-Azhar-Universität in Kairo ausführte, es werde gelingen, „dem Gegner den Wind aus den Segeln (zu) nehmen, und die oft durch Armut gedrückten Massen würden dann nicht in Gefahr kommen, ihre Würde um den Preis vorübergehender materieller Besserstellung zu verkaufen, ihre Freiheit preiszugeben in der Hoffnung, sie zu gewinnen, und dann jene Enttäuschung zu erleben, die dem sicher ist, der den Menschen an die Stelle Gottes setzt“⁸. Das ist dann wirklich kein soziales Gerede, sondern im wahrsten Sinne sozialer Einsatz: die Arbeitskraft seiner besten Lebensjahre herzugeben, um Gerechtigkeit und allgemeine Wohlfahrt in den unterentwickelten Ländern zu verwirklichen.

Wenn Papst Johannes XXIII. es als „eitlen Wahn“ bezeichnet, einen Widerspruch zu sehen zwischen geistlicher Vervollkommung und irdischer Alltagsarbeit, wenn er ausdrücklich erklärt, „niemand solle meinen, man müsse, um nach christlicher Vollkommenheit zu streben, den Werken des zeitlichen Lebens sich entziehen“ (Enz. „Mater et magistra“ n. 255), dann wird man bestimmt sagen dürfen, daß die christliche Aszese nicht nur eine weltflüchtige Armut kennt, deren angemessener Ort die menschenleere Wüste ist, sondern auch eine an die notleidende Welt sich hingebende Armut, die nicht im Verzicht auf sachdienliche und zweckförderliche Mittel besteht, sondern sich deren uneingeschränkt bedient, dagegen um der hohen Aufgabe willen Wohlleben, Behaglichkeit und Bequemlichkeit opfert.

⁸ Forum (Wien) XII (1965) Juni/Juli, H. 138/9, S. 282 b.